

Helga Beyersdörfer

# Moornächte

Ein Worpswede-Krimi

Knaur Taschenbuch Verlag

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe Oktober 2009  
Copyright © 2009 by Knaur Taschenbuch.  
Ein Unternehmen der Droemersch Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Jürgen Heuser  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-50263-1

2 4 5 3 1

## I

John Magnus war nicht der Ansicht, dass er in seine augenblickliche Umgebung passte. Er wischte ein paar Blattkrümel von dem Ärmel seines dunkelblauen Mantels, dessen durchfeuchteter Stoff roch wie ein nasser Hund. Bei jeder Bewegung der Füße schmatzte der weiche Lehm Boden und saugte sich aufdringlich an den Schuhen fest.

John spürte, wie die Feuchtigkeit dieses nebligen norddeutschen Oktobertages allmählich in seine Knochen und in sein Gemüt kroch. Es würde bald dunkel werden, und es war totenstill. Nur wenige Menschen bewegten sich lautlos zwischen den Grabreihen, gesichtslos wie Schattenrisse.

John schob die Hände tief in die Manteltaschen. Verdammt, Valentin, wie konntest du nur?, dachte er und erschrak, weil er den Gedanken laut ausgesprochen hatte und seine Stimme über die Gräber hinweggetragen wurde bis zu den angrenzenden Feldern und Wiesen. Er zog den Kopf ein und starr-

te vorwurfsvoll dahin, wo er Valentin vermutete, unter einem abgezirkelten, mit Steinen umfassten Rechteck, dessen einziger Schmuck ein lieblos in die Erde gepropftes Bündel gelber Rosen war. Hierhin also hast du dich aus dem Staub gemacht, rief John ihm zu, diesmal aber lautlos, und hast dich nicht mal von mir verabschiedet. Geht man so mit einem Freund um? Er schüttelte den Kopf, einerseits, um seine Position in dieser Frage zum Ausdruck zu bringen, andererseits wegen der Rosen. Die waren auf Valentins Grab eindeutig fehl am Platze. John ging in die Hocke, auf Augenhöhe mit dem weißen Stein, auf dem in schwarzen Lettern der Name Valentin Kerner eingraviert war. Jetzt erst fiel ihm auf, dass der Stein die Form eines halben Herzens hatte, das aber mit der Schnittstelle nach unten aufgestellt war, so dass es ganz und gar unmöglich wäre, eine zweite Hälfte hinzuzufügen. Was hatte Vera sich dabei gedacht?

Er kniff angestrengt die Augen zusammen, als er an den bevorstehenden Besuch bei Valentins Frau dachte. Stammten die Rosen etwa von ihr? Nein, das konnte nicht sein, unmöglich. Jeder wusste, dass Valentin auf Rosen allergisch war, dass er in ihrer Nähe zu einem triefenden, schniefenden Häufchen Elend wurde, hilflos seinen Amok laufenden Schleimhäuten ausgeliefert. Er hatte diese Blumen gehasst, und jetzt machten sie nicht einmal vor sei-

nem Grab halt, reckten ihre Köpfe dem in Stein gemeißelten Namen entgegen, verhöhnzten ihr wehrloses Opfer.

Zornig beugte John sich vor, umfasste die Stengel und zog und zerrte. Seine Erbitterung hatte endlich einen Gegenstand gefunden, an dem sie sich entladen konnte. Er wütete gegen die Zumutung, die der Tod allgemein für alle Lebenden bedeutete, und gegen die Zumutung, die Valentins Tod für ihn im Besonderen darstellte. Er wütete gegen den Verlust seines Freundes und der Erinnerungen, die sie miteinander geteilt hatten und die er ab jetzt alleine bewahren würde, bis auch er unter einem Haufen Erde endete.

Keuchend bückte er sich tief über das Schlachtfeld und nahm beide Hände zu Hilfe, bis das Erdreich endlich nachgab, sich aufwölbte und sowohl einen schmierigen, braunen Blumentopf freigab als auch darunter ein ebenso verdrecktes, zusammengerolltes Etwas, das John zunächst für eine zerdrückte Plastikflasche hielt. Während er mit ausgestrecktem Arm den herausgerissenen Rosenstock festhielt, zog er mit spitzen Fingern die vermeintliche Flasche heraus, die sich als eine dick mit Folie umwickelte Rolle entpuppte. Er widerstand dem Impuls, sie in das neu entstandene Erdloch zurückzubefördern, sondern legte sie fürs Erste auf den Weg. Allmählich begann er sich zu fragen, ob es jemandem Spaß

machte, Valentin mit befremdlichen Grabbeigaben zu ärgern.

John richtete sich auf, wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn, betrachtete die Reste des geschundenen Rosenstocks und schleuderte sie mit einer Geste der Verachtung und des Ekels von sich, wobei er sich, einem Diskuswerfer vergleichbar, halb um die eigene Achse drehte. Noch während er die Flugbahn des Geschosses verfolgte und dessen Aufklatschen auf dem matschigen Weg ein paar Meter weiter, bemerkte er, dass er nicht allein war.

Ruhig und unbeeindruckt kam eine Person in klobigen Gummistiefeln herangeschlurft, verpackt in eine unförmige gelbe Regenjacke, deren Kapuze tief ins Gesicht gezogen war, in den Händen eine langstiellige Schaufel und einen braunen Müllsack, der etwa zur Hälfte gefüllt war. Da hinein ließ sie im Vorbeigehen die Überbleibsel des Blumentopfes verschwinden.

John richtete sich auf, säuberte so gut es eben möglich war seine Hände mit einem Papiertaschentuch und strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Von den Schmutzspritzern auf seinem Mantel abgesehen war er nun wieder der gutaussehende Mann in den besten Jahren mit den attraktiven silbernen Fäden im braunen Haar.

Die Person in dem Regenfummel kam auf ihn zu. Sollte sie ihm Vorwürfe machen wollen wegen Stö-

rung der Friedhofsordnung oder Ähnlichem, wäre er nun wieder beherrscht genug, ihr den Vorfall mit angemessener Höflichkeit zu erklären.

Als sie dann aber vor ihm stand, sagte sie erst einmal gar nichts, sondern sah ihn nur an – mit einer Mischung aus Neugierde und Ernst. Sie war eine gedrungene, relativ kleine Frau von etwa vierzig Jahren mit einem runden, ungeschminkten Gesicht, in dem das Markanteste ein knopfrundes Grübchen in der Mitte des Kinns war. Worauf wartete sie? Auf eine Erklärung? Oder darauf, dass er endlich ging und sie das Erdloch wieder zuschaufeln konnte? War sie die Friedhofsgärtnerin? John betrachtete das zerknüllte, verschmutzte Taschentuch in seiner Hand und sah sich suchend um.

»Tun Sie das hier rein«, sagte sie und hielt ihm den Müllsack hin, »zu den Rosen.«

»Mach ich, danke. Es ist übrigens sonst nicht meine Art, mit Gegenständen zu werfen.« Er hoffte damit klarzustellen, dass weitere Ausbrüche von ihm nicht zu erwarten waren.

Sie nickte und reckte ihr Grübchenkinn in Valentins Richtung. »Ein Angehöriger?«

John schüttelte den Kopf. »Ein Freund. Tatsächlich schon so etwas wie ein großer Bruder, mehr als zwanzig Jahre lang, bis fast zum Schluss, bis ...« Er unterbrach sich abrupt, so genau brauchte das diese fremde Frau nicht zu wissen. Er deutete auf das auf-

gegrabene Stück Erde. »Müll und die falschen Blumen, das konnte ich nicht zulassen«, fügte er ohne Überleitung hinzu.

»Ja«, sagte die Frau nur, drückte ihm die Schaufel in die Hand und zeigte auf eine Holzhütte, die an der Begrenzungsmauer des Friedhofs stand. »Wenn Sie fertig sind, stellen Sie die Schaufel da rein.«

Ohne ein weiteres Wort raffte sie ihre Utensilien zusammen, wandte sich im Gehen aber noch einmal um. »Sie sind Engländer, nicht wahr?«

John nickte nur. Er wusste, dass er auch nach vielen Jahren in Deutschland noch immer einen Hauch von britischem Akzent hatte, und eine Frage wie diese war ihm gewiss schon tausendmal gestellt worden. Sie schien keine weitere Antwort zu erwarten, sondern ging ohne Eile den Weg zurück, den sie gekommen war, bevor sie hinter der kleinen, weißverputzten Einsegnungskapelle abbog und seinen Blicken entschwand.

In der einbrechenden Dämmerung war das Licht von Milchiggrau zu Blaugrau gewechselt. Es roch nach nassem Holz, nach verwelkenden Blättern und nach Moor. Ein schwerer, erdiger Geruch. John atmete tief ein. Er war sich sicher, dass er jetzt alleine war zwischen all diesen Gräbern. Von der nahen Kirche, die auf dem höchsten Punkt des Hügels stand, auf dem auch der Friedhof lag, begann das Sechsuhrläuten.



John rammte die Schaufel in die Erde und bückte sich nach der Rolle. Entschlossen riss er die nasse, klebrige Folie auf. Sie offenbarte ein handgeschriebenes Stück Papier, in das jemand ein weiteres Blatt gerollt hatte, offensichtlich den Computerausdruck eines Schwarzweißfotos. Es zeigte eine lächelnde Frau, an deren Hals sich ein schlafender Säugling schmiegte. Beide lagen auf einem Kissen, dessen Stickerei ebenso altmodisch war wie das hochgeschlossene Rüschenhemd der Frau. Wer war sie?

John betrachtete ihre großen, knopfrunden Augen mit den schweren Lidern, die in die Linse des Fotografen und durch sie hindurch direkt auf den Betrachter zu blicken schienen. Diese Augen hätten das schmale, fast mädchenhafte Gesicht der Frau vollends dominiert, wären da nicht die lange, spitze Nase gewesen und ein kräftiger Unterkiefer, der ihr einen Ausdruck von Willensstärke und Stolz verlieh. Stolz auf das schlafende Kind, das sie im Arm hielt?

John suchte vergebens nach einem Hinweis, einer Erklärung, auf der Rückseite war lediglich ein Datum notiert: *20. November*. Das Datum sagte ihm nichts. Ratlos hielt er beides nebeneinander, das Foto und den Zettel mit den kleinen, runden Druckbuchstaben, die auf eine Frau als Absender schließen ließen. Es handelte sich um einen Brief.

*Valentin*, las John und neigte das Blatt, um die Reste

des Tageslichts einzufangen, *Du sollst wissen, dass keiner vergessen ist. Du nicht, auch wenn Du mittlerweile in der Hölle brätst. Erst recht nicht die, über die Du Unglück gebracht hast. Und auch nicht die, die Dir dabei behilflich waren. Sie haben es verdient, Dir Gesellschaft zu leisten da, wo Du jetzt bist. Und sie sollen bekommen, was sie verdienen. Die Zeit heilt keine Wunden. Darauf zu vertrauen war Zeitverschwendung. Römer 12, 19: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.*

»Dreck«, zischte John, zerknüllte beide Papiere und warf sie in das Erdloch zurück, wo er sie unter ein paar kräftigen Schaufelladungen verschwinden ließ. Weg damit, weg. Was immer es war, das Valentin veranlasst hatte, sich plötzlich und ohne jede Vorwarnung ins Teufelsmoor zurückzuziehen, es hatte ihm kein Glück gebracht.

Nachdem er die Oberfläche geglättet hatte, legte John die Schaufel hinter dem Grabstein ab und ging.

Inzwischen war es fast dunkel. Die Silhouette der Kirche verschwamm im blaugrauen Abendlicht. Er blieb stehen, als er ihr Hauptportal erreicht hatte, eine schlichte, grüne Holztür. Hatten sie hier Valentins Totenfeier abgehalten? Obwohl John seit Jahren keine Kirche mehr betreten hatte, wollte er in diesem Augenblick nichts lieber als hinein, wollte sich in eine Bank setzen, die Beine ausstrecken, die Wölbung der hohen Decke über sich und die Back-

steinmauern wie einen Schutzwall um sich herum haben. Er wollte deren lautloses Echo aus in Jahrhunderten angesammelten Stimmen spüren und das Knacken des Gestühls hören. Er wollte sich betäuben lassen von dem modrigen Geruch kaltnasser Steine, um endlich zur Ruhe zu kommen. Denn gegen seinen Willen gingen ihm weder der Brief noch das Foto aus dem Kopf. Spinnerei, versuchte ihm sein Verstand einzuhämmern, eine Drohung, sagte ihm sein Gefühl, ein angekündigtes Verbrechen womöglich. Sein Gewissen grätschte dazwischen, was, wenn jemand in Gefahr war? Aber er wich aus, widersprach. Wer sollte denn in Gefahr sein? Es gab keine Namen, keine Anhaltspunkte, nur das Foto einer Unbekannten, vermutlich schon vor Jahrzehnten aufgenommen. Ihr drohte gewiss kein Unheil mehr, selbst der abgebildete Säugling dürfte bereits alle Gefahren bewältigt haben oder in ihnen umgekommen sein. Eben, Spinnerei, attestierte der Verstand und gewann kurzfristig die Oberhand, bevor das Gewissen den Satz hervorholte, der sich ihm eingeprägt hatte: *Und sie sollen bekommen, was sie verdienen.*

John schüttelte sich, ihm war kalt. Mit wenigen Schritten war er an der Kirchenpforte, drückte die Klinke hinunter, rammte seine Schultern gegen das Holz, drückte erneut die Klinke.

»Um siebzehn Uhr schließen wir hier ab«, hörte er

jemanden sagen, der jetzt neben ihn trat und ihn mit nüchterner Sachlichkeit musterte. Er war ein Mann jenseits der fünfzig, groß, hager mit einem weißen, zerzausten Haarkranz. In der Hand hielt er einen Schlüssel, den er nun ins Schloss steckte. »Aber wo Sie schon mal da sind, kommen Sie in Gottes Namen mit hinein. Wir erleben es nicht mehr allzu oft, dass uns die Leute die Tür eintreten, um in die Kirche zu kommen.«

Er ließ John den Vortritt, schloss hinter ihm wieder ab und folgte ihm den Mittelgang entlang vor zum Altar, der, von zwei Säulen eingerahmt, das Schmuckstück der ansonsten nahezu schmucklosen Kirchenhalle war. Es war nicht genau das, was John erwartet hatte, aber er war froh um die klaren, geraden Linien. Auch das Grau und Blau der Decken und Wände, das sich in dem Geländer der Empore auf beiden Seiten wiederholte, ließ ihn ruhiger werden.

An der vordersten Bankreihe blieb er stehen und wandte sich zu dem Fremden, bei dem er sich noch nicht einmal bedankt hatte. Doch bevor er das Wort ergreifen konnte, kam ihm der Mann zuvor: »Das hier ist die evangelisch-lutherische Zionskirche, und ich bin der Pastor. Sie kommen wohl nicht aus Worpsswede, nehme ich an?«

John schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin sogar zum ersten Mal hier. Obwohl ich zwanzig Jahre in Hamburg gelebt habe, nur eine Autostunde entfernt.«

Der Pastor setzte sich in die vorderste Bank. »Da sind Sie keine Ausnahme«, antwortete er und machte John ein Zeichen, sich zu ihm zu setzen. »Viele Hamburger finden den Weg zu uns ins Teufelsmoor erst spät, wenn überhaupt.«

Valentin hat das Moor gefunden, dachte John bitter, und der Teufel ihn. »Vielleicht liegt es am Namen«, sagte er müde.

»Teufelsmoor?« Der Pastor winkte ab. »Es sind zwar viele Menschen hier im Hochmoor umgekommen, als es noch wild und unwegsam war, seinen Namen verdankt es dennoch nicht dem Teufel, sondern dem niederdeutschen Wort ›duven‹, was so viel bedeutet wie taub, unfruchtbar. Aber so genau wollen Sie das wohl gar nicht wissen. Sie wirken ...«, er stockte, suchte nach dem passenden Wort, »... besorgt. Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«

John ließ sich Zeit mit der Antwort. Der Mann, der da freundlich abwartend neben ihm saß, war es gewohnt, Hilfe anzubieten. Er selbst aber war ungeübt darin, Hilfe anzunehmen. Und welche Hilfe sollte das auch sein? Mein Freund ist vor sechs Monaten gestorben, hätte er sagen können, und ich war nicht bei ihm, er ist hier beerdigt worden, und ich war nicht dabei, er hatte Probleme, und ich habe sie ignoriert, jemand hasst ihn aus tiefstem Herzen, und ich frage nicht, wer und warum. Valentin hätte mich zu Lebzeiten eingeweiht, wenn er gewollt hätte.

Doch in seinen letzten Lebensmonaten hatte er sich zurückgezogen von seinem bisherigen Leben und auch von mir. Ohne es zu wollen, bin ich heute an seinem Grab dem, was er verbergen wollte, ein Stück näher gekommen. Es soll verborgen bleiben. In ein paar Stunden reise ich wieder ab. Worin also sollte Ihre Hilfe bestehen, Herr Pastor?

Sie schwiegen nun schon seit Minuten. John legte den Kopf in den Nacken und sah nach oben. Die Säulen, auf denen die Emporendecke ruhte, mündeten in blauen Zwickeln, zwischen denen kleine, goldene Putten hervorlugten. Darunter waren, in der einbrechenden Dunkelheit nur schwach zu erkennen, Blumen und Gräser gemalt, nicht anders, als hätte ein Schulkind seinen Tuschkasten geöffnet und drauflosgepinselt.

»In katholischen Kirchen fällt die Malerei opulenter aus«, sagte John. Das Hilfsangebot war damit ausgeschlagen.

Der Pastor blieb ungerührt. »Weniger ist nicht immer unbedeutend. Und das da«, er deutete mit ausgestreckter Hand nach oben, »ist immerhin eine bleibende Erinnerung an zwei der bedeutendsten Künstlerinnen unserer Gemeinde. Die Putten stammen von der Bildhauerin Clara Westhoff, als sie noch nicht Rilke hieß, und die Blumen hat Paula Becker gemalt, als sie noch nicht Modersohn hieß. Beide haben das im Übrigen ohne Bezahlung gemacht,

es war sozusagen eine kirchliche Strafarbeit, weil sie gemeinsam nach einer durchfeierten Nacht aus Übermut die Glocken geläutet und das ganze Dorf damit in Panik versetzt hatten.« Er stand auf und sah in Erwartung einer Reaktion auf seinen Besucher hinunter. »Na ja«, fügte er an und runzelte nun doch die Stirn, »das ist auch schon wieder über hundert Jahre her. Tut mir leid, ich muss jetzt abschließen, ehe es hier drin stockdunkel wird.«

John folgte ihm schweigend zum Ausgang. Als sie sich zum Abschied die Hand gaben, hatte er das Gefühl, dem Mann eine Erklärung schuldig zu sein. »Es stimmt schon, dieser Besuch ist mir nahegegangen«, sagte er und sah zu den Gräbern hinüber. »Dabei habe ich nicht einmal Blumen mitgebracht. Ich habe die verdammte Gärtnerei nicht gefunden.« Der Pastor nickte nur, zog einen Block und einen Stift aus der Manteltasche, notierte etwas darauf, riss einen Zettel ab und reichte ihn John. »Meine Telefonnummer, falls Sie mein Angebot doch noch annehmen wollen. Und die verdammte Gärtnerei suchen Sie hier vergebens. Wir sind auf dem Lande, da pflegen die meisten ihre Gräber selbst. Aber natürlich gibt es auch hier Gärtnereien, nur sind die da, wo sie produzieren, ein Stück außerhalb also. Jetzt muss ich aber los.«

John hörte den sich entfernenden Schritten nach, bis sie verklungen und um ihn herum eine so totale Stil-

le war, wie er sie noch nie empfunden hatte. Eine Stille, als hätte die Welt aufgehört, sich zu drehen, als sei jedes Tier und jedes Blatt zur Bewegungslosigkeit erstarrt. Er spürte sie, sie waren da, aber sie rührten sich nicht.

Den Zettel steckte er achtlos in die Tasche. Er rieb die klammen Finger aneinander und versuchte, Stille und Dunkelheit in sich aufzunehmen und seine Gedanken darin zu versenken. Die Gedanken, die nicht aufhören wollten, um den einen Satz zu kreisen: *Und sie sollen bekommen, was sie verdienen.*

Unterhalb der Kirche tauchte ein Lichtkegel auf und verschwand wieder, um diese Zeit fahren nicht viele Autos die Dorfstraße entlang. Vera kam ihm in den Sinn, die sicher schon auf ihn wartete.